

„Singen wie ein normaler Mensch“

Sie war die zarte „Mieze“ in „Berlin Alexanderplatz“, brillierte als Hure „Lola“ in Fassbinders gleichnamigem Film und verlieh der „Rosa Luxemburg“ ein glaubwürdiges Gesicht. 1983 startete **Barbara Sukowa** mit Schönbergs „Pierrot Lunaire“ eine zweite Karriere als Sängerin. Mit Mario-Felix Vogt sprach sie in Köln über Kinderkantaten, die Rock-Qualitäten von Schumann-Liedern und Barack Obama.

Holt Schuberts und Schumanns Lieder mit dramatischer Intensität auf die Theaterbühne: Barbara Sukowa.



Foto: Marco Caselli Nirmal/Winter&Winter

Teilen das Leben und die Bühne miteinander: Barbara Sukowa rockt zusammen mit ihrem Mann Roberto Longo bei den „X-Patsys“.

Frau Sukowa, wie sind Sie zum Singen gekommen?

Ich habe schon als Kleinkind lieber gesungen als gesprochen. Vorzugsweise Kinderlieder, natürlich. Auch mein Großvater, der im Männergesangsverein war, sang oft mit mir. Zu Schulzeiten kam ich dann in den Bremer Kinderchor von Radio Bremen, der damals von dem Komponisten Günther Kretzschmar geleitet wurde. Er schrieb auch Kinderkantaten, beispielsweise über die „Bremer Stadtmusikanten“, und machte einmal im Monat mit uns eine Aufnahme. Außerdem hatte ich über eine Freundin, deren Vater Organist und Kantor im Bremer Dom war, die Möglichkeit, im Domchor mitzusingen.

Hatten Sie zu dieser Zeit auch Gesangsunterricht?

Nein, den bekam ich erst später in der Schauspielschule. Im Anschluss daran habe ich bei verschiedenen Sängern immer wieder für kurze Zeit Unterricht genommen, habe aber immer wieder auf-

gehört. Denn wenn ich bei Opernsängern Unterricht hatte, fühlte ich mich stilistisch sehr schnell in diese Opernrichtung getrimmt; das klang für mich dann immer etwas künstlich. Es fühlte sich für mich einfach nicht natürlich an. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich in diesem Klang nicht ausdrücken kann, und konnte ihn auch selbst nicht produzieren. Da gab es bei mir eine innere Sperre, obwohl ich mir wahnsinnig gerne gute Opernsänger anhöre. Ich habe mir später häufig von Sängern Tipps geben lassen, mit denen ich bei Konzerten gearbeitet habe, etwa bei den „Gurreliedern“. Die habe ich bestimmte Dinge gefragt, sie aber auch genau beobachtet, wie sie bestimmte Sachen machen.

Welche klassischen Sänger schätzen Sie besonders?

Von den historischen Künstlern natürlich Maria Callas. Von den jüngeren Sängerinnen finde ich Diana Damrau

sensationell, die habe ich letztes Jahr in Salzburg in einer wunderbaren Aufführung von „Figaros Hochzeit“ als Susanne erlebt. Dorothea Röschmann als Gräfin fand ich ebenfalls wunderbar und Annette Dasch in der Titelrolle von Haydns Oper „Armida“. Mir gefällt an diesen Sängerinnen, dass sie voller Ausdruck singen, ohne ihre Stimme zu schonen. Und dass sie es schaffen, wunderbaren Ausdruck mit einem unglaublich schönen Stimmklang zu verbinden. Außerdem mag ich auch die richtigen „Dinosaurier“ wie Gabriele Schnaut oder Deborah Voigt mit den großen dramatischen Stimmen, wie man sie beispielsweise für Strauss' „Elektra“ braucht.

Hätten Sie sich denn vorstellen können, klassischen Gesang zu studieren?

Wenn ich diese Fähigkeit gehabt hätte, so gut klassisch zu singen, dass die Leute „Wow!“ rufen, dann hätte ich es vielleicht gemacht. Aber das war nicht so, und ich fand selbst, dass meine Stimme dafür nicht geeignet war.

Anfang der achtziger Jahre starteten Sie dennoch Ihre zweite Karriere als Sängerin von großen Liederzyklen. Wie kam es dazu?

Das war eine ganz verrückte Sache. Ich hatte damals mit Fassbinder gerade den Film „Lola“ gedreht, in dem ich in der Rolle der Lola zwei Schlager singe. Reinbert de Leeuw hatte das gesehen, ebenso wie Henk Guitart, der damalige künstlerische Direktor des Schönberg-Ensembles. Und aus irgendeinem Grund hatten die beiden die Idee, dass ich Schönbergs „Pierrot Lunaire“ singen

Zur Person

Barbara Sukowa, geboren 1950 in Bremen. Sie absolvierte die Max-Reinhardt-Schule für Schauspiel in Berlin und spielte viele Jahre Theater unter Regisseuren wie Luc Bondy und Ivan Nagel. Anfang der achtziger Jahre hatte sie ihren Durchbruch als „Mieze“ in Rainer Werner Fassbinders Fernseh-Mehrteiler „Berlin Alexanderplatz“ nach Alfred Döblin, der sie nach diesem Erfolg auch gleich für die Rolle der Lola im gleichnamigen Film besetzte. Für diesen erhielt sie das Filmband in Gold, wie auch für ihre Darstellung einer Terroristin in „Die bleierne Zeit“ und der Rosa Luxemburg in Margarethe von Trottas gleichnamigem Film. (Alle drei, wie auch Volker Schlöndorffs „Homo faber“, in dem sie ebenfalls mitwirkte, sind bei Arthaus/Kinowelt Home Entertainment auf DVD erschienen.) 1983 startete Barbara Sukowa eine zweite Karriere als Sängerin und arbeitete dabei mit Dirigenten wie Claudio Abbado, Esa-Pekka Salonen und Reinbert de Leeuw zusammen. Für ihre CD „Im wunderschönen Monat Mai“ wurde sie in der Sparte „Klassik ohne Grenzen“ im Oktober 2008 mit dem Klassik-Echo ausgezeichnet. Seit 1994 lebt sie mit ihren drei Kindern in New York und ist mit dem Multimedia-Künstler und Fotografen Roberto Longo verheiratet. Mit ihm gründete sie die Rockband „Barbara Sukowa and the X-Patsys“, in der sie singt und er E-Gitarre spielt. Zurzeit dreht sie wieder unter Margarethe von Trotta „Vision – Aus dem Leben der Hildegard von Bingen“, in dem sie die Hauptrolle spielt.



Foto: Marcus Nass/Sabine Brauer/Echo Klassik 2008



CD-Tipp

Im wunderschönen Monat Mai – Lieder nach Robert Schumann und Franz Schubert; Barbara Sukowa, Schönberg-Ensemble, Reinbert de Leeuw (2004 /DVD und 2007/CD)

Winter & Winter/Edel CD 025091013227

Winter & Winter/Edel DVD 025091500772

könnte. Sie schrieben mich an, wir telefonierten miteinander, und schließlich haben sie mich besucht. Die beiden brachten eine Aufnahme von „Pierrot“ mit, die wir dann gemeinsam angehört haben. Mich hat das Projekt sofort wahn-sinnig gereizt, denn es gab damals nur Einspielungen des „Pierrot“ mit klassischen Sängerinnen...

...die den melodramatischen Charakter des Zyklus stilistisch meistens nicht getroffen haben ...

Genau. Diese Interpretationen klangen für mich wie komplizierte Musik, mich interessierte es jedoch, den Zyklus direkter zu interpretieren. Ich habe mich daraufhin, unterstützt von Reinbert und Henk Guitart, mehrere Jahre intensiv mit den Stücken beschäftigt und dabei auch sehr viel von Schönbergs Schriften gelesen. Das erste Mal haben wir den Zyklus 1983 aufgeführt, das hat damals ziemlich eingeschlagen, was zur Folge hatte, dass ich Angebote für weitere Stücke erhielt: für Schönbergs „Gurrelieder“ und für „Jeanne d’Arc“ von Arthur Honegger.

Wie kamen Sie dann auf die Idee, Schubert- und Schumann-Lieder in einer neuen Fassung aufzunehmen?

Reinbert und ich lieben beide die Lieder von Schubert und Schumann. Wir haben sehr viel über einzelne Lieder gesprochen und sind dabei beispielsweise darauf gekommen, dass „Ich grolle nicht“ aus der „Dichterliebe“ eigentlich ein Pop-song ist, allein wegen dieser Akkorde (singt vor „dann dann dann dann...“). Ich sagte zu Reinbert, dass ich diese Sachen gerne singen würde, aber das leider nicht könnte, weil ich keine klassische Sängerin bin. Irgendwann kam ich dann auf die Idee, dieses Lied mit einer Rockband zu interpretieren und habe daraufhin versucht, in New York ein En-

semble zusammenzustellen, das klassische Musiker und Rockmusiker zusammenbringt. Das kam aber leider nicht zustande, weil die Rockmusiker Hem-mungen hatten, mit den klassischen Musikern zusammenzuspielen – während die „Klassiker“ dem Projekt gegen-über sehr offen waren.

Und wie ging es dann weiter?

Irgendwann sagte Reinbert de Leeuw dann: „Wir müssen jetzt etwas machen.“ Daraufhin haben wir uns zusammen-gesetzt und aus vielen Liedern diejenigen ausgewählt, die uns beiden besonders gefallen haben und die auch für meine Naturstimme machbar waren. Für mich war bei diesem Projekt auch wichtig, ein bisschen die Angst vor den Liedern zu verlieren, vor den berühmten Stimmen, die man mit ihnen verbindet. Nicht mehr zu denken, dass ich diese Lieder nicht singen dürfte, weil Frau Schwarzkopf und Herr Fischer-Dieskau sie so schön singen. Reinbert und ich wollten diese Lieder so interpretieren, wie dies zu Schuberts Lebzeiten geschah. Das hieß singen, wie ein „normaler Mensch“ das tun würde, am Klavier für Freunde und nicht am großen Flügel in der Carnegie Hall. Wir haben dann aus den vielen Schubert- und Schumann-Liedern 21 ausgesucht und diese nach dem Vorbild von „Pierrot Lunaire“ in drei Gruppen à sieben Lieder angeordnet. Dann hat Reinbert in kürzester Zeit die Bearbeitung für das vierzehnköpfige Ensemble fertiggestellt. Sie ist mit ihrer sehr subtilen Instrumentierung auf mich als Schauspielerin zugeschnitten.

Sie haben drei Kinder. Wie erleben die Ihre Musik?

Meine Kinder haben die Lieder über mich kennen gelernt und singen sie jetzt auch. Ich finde es wunderbar, dass sich zum Beispiel mein vierzehnjähriger Sohn nicht mehr nur für HipHop interessiert, sondern auch den „Erlkönig“ singt. Ich war mit ihm einmal in einem Konzert von Mitsuko Uchida, eine sensationelle Pianistin, wie ich finde. Und danach sagte mein damals dreizehnjähriger Sohn: „Mein Gott, Mozart ist ja besser als Bach.“ Er war völlig von den Socken und hatte glühende Ohren.

Mein Sohn hört nicht nur gerne HipHop, sondern auch Schuberts „Erlkönig“

Wie empfinden Sie die bürgerliche Konzertkultur?

Wenn ich in ein klassisches Konzert gehe, fühle ich mich oft sehr beengt und sitze da wie eingesperrt. Wenn ich Musik wie etwa eine Beethoven-Sinfonie höre, werde ich ganz emotional. Dann möchte ich mich auch bewegen oder in der Lage sein, mal „Woah“ zu rufen. Aber wenn ich dann die Leute neben mir anucke, habe ich oft das Gefühl, dass ich eigentlich gar nicht atmen dürfte. Da kriege ich Zustände, deswegen gehe ich oft gar nicht so gerne in klassische Konzerte.

Mal zu etwas ganz anderem. Glauben Sie, dass mit der Präsidentschaft Barack Obamas die afroamerikanische Kultur einen höheren Stellenwert als bisher in den USA bekommen wird?

Ich denke, dass die afroamerikanische Kultur in den USA auch vorher schon hoch geschätzt wurde. Denn die Kultur war ja neben dem Sport die klassische Domäne der Schwarzen. Ich glaube allerdings, dass die Schwarzen jetzt bessere Chancen haben, auch im politischen oder sozialen Bereich höhere Anerkennung zu bekommen.